

Das Hardermännli



Illustrierte Sonntagsbeilage zum Oberländischen Volksblatt

Nr. 15

Interlaken, Sonntag, 10. November 1963

62. Jahrgang

Der Schicksalshof von Habkern

Von U. F., Habkern

Die vorliegende Erzählung, die uns aus dem abgelegenen Bergdorf zugestellt wurde, scheint uns in mehr als einer Hinsicht lesenswert. Einmal zeigt sie, wie sich tragische Familienschicksale oft hartnäckig an ein und denselben Ort heften. Zum zweiten erkennt man besonders aus dem ersten Teil, wie merkwürdig irgend ein Geschehen in der weiten Welt das Schicksal eines gänzlich Unbeteiligten bestimmen kann. Und ferner enthält die Schilderung da, wo der Verfasser vom eigentlichen Thema seiner Arbeit abschweift, volkscundlich interessante Hinweise, mündliche Ueberlieferungen, die nach der Meinung des Bearbeiters nicht der gänzlichen Vergessenheit anheimfallen sollten.

Die Redaktion

Wenn man die alten Chroniken und Protokolle der Gemeinde Habkern von 1800–1900 durchblättert, so stößt man häufig auf den Namen Zurbuchen, «Wychelegger» genannt, welche 100 Jahre lang in unserem Gemeinwesen als Statthalter, Chorrichter und Schmeier tonangebend gewesen waren. Der letzte des Stammes, Ulrich Zurbuchen, gehörte auch dem bernischen Großen Rat an. Diese Wychelegger waren habliche und intelligente Bergbauern, geachtet und geehrt, aber auch vielbenedet. Einer ihrer Vorfahren war zur Zeit der Helvetik, als es einen Kanton Oberland gab, schon Mitglied dessen Munizipalität. Ueber den Sohn dieses Behördenmitgliedes berichtet Pfarrer Buchmüller von Beatenberg folgende politische Episode, die sich beim Untergang des alten Bern abgespielt hat:

Dem Holzer Johannes Jaun von Beatenberg, genannt «Battenhans», verleidete die schwere, strenge Waldarbeit einst so sehr, daß er beschloß, lieber in den Krieg zu ziehen. Er ging nach Bern, um für irgend einen zum Militärdienst aufgebotenen Burschen, der lieber daheim geblieben wäre, einzuspringen. «Ich trat», so erzählt Battenhans, «an die Stelle eines Bauernsohns Zurbuchen von Habkern, zog seine rote Uniform mit weißem Gilet und einem Hut mit roter und weißer Feder an, übernahm seine Waffen, nämlich Gewehr, Säbel, Patronentasche und Habersack.» Als Jaun nach erfolgter Dienstleistung zurückkam und beim Neuhaus aus dem Schiff stieg, war jener Habker auch da. «Wir tauschten», berichtet Jaun, «wieder unsere Kleider, und Zurbuchen bezahlte mir ungeheiß den versprochenen Lohn, zu dem, was er mir schon früher gegeben, noch eine Dublone und ein schönes Trinkgeld dazu.»

Ein Nachfahre dieses Zurbuchen besaß in Habkern Grundbesitz mit Ertrag für 12 Kühe und hatte ebenfalls für 12 Kühe eigene Sömmerung, das Ruchweidli und das Weinbergli hinter Kemmeriboden. Außerdem hatte er die Schlüsselmatte in Spiez gepachtet. Daß er ein geachteter Bürger war, beweisen seine Freundschaften mit Männern, die damals Rang und Namen hatten, mit dem Weibel Fuhrer, mit Grubi Menk, Neuhof Chrigel und dem Trüllmeister zum Beispiel. Er war es, der sich um 1840 auf der Wychelegg in der Bohlseiten-Bäuert ein währschaftes Doppelhaus mit Scheune erbaute. Der Bau war jedoch noch nicht fertig, prophezeiten die Zimmerleute Unheil über ihn. Als sie nämlich den letzten Dübel einschlugen, gab es Rauch. Das war ein sicheres Zeichen, dass dieses Gebäude einmal verbrennen würde. — Dieser erste Wychelegger ließ auch im Ruchweidli ein währschaftes Alpgebäude erstellen. Er zog neben seinem eigenen Sohn Johannes noch einen Pflegesohn auf. Johannes ließ er Medizin studieren. Der junge, intelligente Bauernsohn bestand mit gutem Erfolg das Staatsexamen.

Im Jahre 1884 erhielt Generalgouverneur Gordon von der englischen Regierung den Auftrag, sofort nach dem Sudan aufzubrechen, um die englischen Garnisonen aus dem Aufstand, der infolge der schlechten ägyptischen Verwaltung ausgebrochen war, zu retten. Als Leibarzt nahm Gordon Dr. Johannes Zurbuchen mit, der im Gefolge des Vizekönigs nach Aegypten gekommen war. Früh im Jahr traten sie den Wüstenritt auf Kamelrücken an, ohne Truppenbegleitung, aber mit 12,5 Millionen Franken in der Tasche. Wohlbehalten langten sie in Khartum an.

Dr. Johannes hatte in Unterseen eine Braut, Gritli Tschiemer, zurückgelassen. Sie hatten sich Treue versprochen.

Der Vater Johannes', der Wychelegger, war nun nach menschlichem Ermessen ein geachteter, reicher und glücklicher Bauer.

Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten
Und das Unglück schreitet schnell.

(Friedrich Schiller)

Schon früh verlor der Wychelegger seine Gattin und mußte eine Haushälterin anstellen, welche «Wychelegg-Züse» genannt wurde. Wohnhaus und Alpgebäude, sowie das Studium des Sohnes hatten große Geldsummen verschlungen. Zurbuchen

mußte Schulden machen; er nahm Geld auf bei dem Diskontobankgeschäft in Unterseen. Hypothekarverschreibungen gab's damals noch nicht, so entstanden die unheilvollen Kettenbürgschaften. Wychelegger, Weibel Fuhrer, Grubi Menk, Neuhofer Chrigel und der Trüllmeister leisteten sich gegenseitig Bürgschaft. Johannes, der Sohn, hätte seinen Vater gerettet, wenn die große Summe, die er von Khartum aus sandte, zu Hause eingetroffen wäre, was aber nie geschah. Es kam deswegen zu Gerichtshändeln in Interlaken; damit war aber dem Wychelegger nicht geholfen.

Am oberen Nil wurde Khartum von den Rebellen des Mahdi belagert. General Gordon und seine Getreuen hielten der feindlichen Uebermacht viele Monate lang stand. Ein Entsatzheer nahte in Eilmärschen. Aber wenige Tage, bevor die Befreier anlangten, nämlich am 26. Januar 1885, wurde Khartum im Sturm genommen. In dem furchtbaren Gemetzel kam Gordon um, und auch sein Leibarzt, Dr. Johannes Zurbuchen, verlor in diesen sudanesischen Wirren das Leben.

Am 27. Januar, morgens, kam Gritli Tschiemer in Unterseen nicht wie gewohnt aus ihrem Zimmer, so daß die Mutter nachsehen ging. Sie fand Gritli als ein Häuflein Elend in Tränen aufgelöst.

«Ums Himmelswillen, Kind, was hat's gegeben?» fragte die Mutter.

«Oh, Muetti, Muetti, mein Johannes kommt nie mehr, in Khartum ist etwas Schreckliches passiert, Johannes ist tot!»

«Aber Kind, beruhige dich doch, das ist nur ein Traum!»

«Nein, Muetti, ich weiß es ganz bestimmt, heute Nacht ist Johannes bei mir gewesen und hat Abschied genommen!»

Gritli konnte Johannes nie vergessen, hielt ihm über den Tod hinaus die Treue und verheiratete sich nicht. — Die Treue ist doch kein leerer Wahn.

Der Tod des Sohnes brach auch die Widerstandskraft des Vaters. Er sah keinen Ausweg mehr aus seinen finanziellen Nöten und riß auch seine Freunde mit ins Unglück: Wychelegger, Grubi Menk, Neuhofer Chrigel, Weibel Fuhrer und der Trüllmeister mußten Geldstag machen. Grubi Menk zum Beispiel wurden 13 Kühe aus dem Stall getrieben. Nach altem Betreibungsgesetz wurde einem Konkursit alles weggenommen, bis zum letzten Kaffeetafel.

Wahrlich, der Wychelegger hatte viel verloren: die Seinen, sein Hab und Gut. Eines aber hatte er nicht verloren: den Glauben. Als alten, armen, gebrochenen Mann nahm ihn ein Verwandter der gewesenen Haushälterin, «ds lahmen Ueltsche Chrigel» genannt, um Gotteslohn in seine häusliche Gemeinschaft auf und pflegte ihn bis an sein Ende. Als Wychelegger seine Auflösung herannahen fühlte, haderte er nicht mit Gott, sondern konnte noch beten: «In deine Hände befehle ich meinen Geist; du hast mich erlöst, Herr, du treuer Gott, ja wahrhaftig erlöst aus diesem Jammertal.»

Paßt nicht auf dieses herbe Menschenschicksal das Wort aus dem Propheten Jesaja: «Ja, ich will euch tragen bis ins Alter und bis ihr grau werdet. Ich will es tun, ich will heben und tragen und erretten.»

Das Wycheleggheimwesen erwarb nun Jakob Blatter, «ds Jagelers Köbel» genannt. Er hatte eine bärenstarke Frau; wenn sie im Frühling mit der Hutte Mist austrug, nahm sie zugleich noch eine Bäre voll mit. Später übernahm der Sohn, «ds Jagelers Chrigel», die Wychelegg. Der war ein etwas eigensinniger Bauer. Einst besuchte ihn der Pfarrer und sagte ihm bei passender Gelegenheit, er schade sich mit seinem Eigensinn selber, er sollte auch etwa einmal nachgeben können. Blatter antwortete: «Da heit Ihr ganz rächt, Herr Pfarrer, aber der Grind git mers nüd zue!» Es ging ihm dann wie 1793 Battenhans: Er bekam den Verleider dermaßen, daß er den Wychelegghof dem hablichen Jungbauern Heinrich Brunner, «Schäfer Heinz» genannt, verkaufte.

Heinrich Brunner war Großrat, Hauptmann, Sektionschef, Gemeinderat und Kirchmeier, ein intelligenter, kluger Mann, wie die Wychelegger geachtet und beneidet. Seine Mutter, «d' Johanna», hatte einen gesunden Humor und war ein tüchtige und geschätzte Samariterin und Weberin. Kein Weg war ihr zu weit, noch zu streng, wenn sie an ein Krankenbett oder zu einem

Unfall gerufen wurde. Zu jeder Tages- und Nachtzeit leistete sie freiwilligen Samariterdienst.

Ein Vorfahre von Heinz, «Schäfer Brunner» genannt, hütete im Sommer an die 400 Schafe auf dem Hohgant, im Winter war er Schulmeister. Auf der vorderen Hohgantmatte hatte er ein Schäferhüttlein. Wenn an einem klaren, schönen Sommerabend das Herdengeläute erklang, ab und zu ein Sennenjodel ertönte, die Sonne noch den Hohgant bestrahlte und drüben die ewigen Schneeberge vergoldete, die Dämmerung dann langsam durch die Täler heraufstieg und an Gottes herrlich unermeßlichem Dom ein Stern nach dem andern anfang zu flimmern und zu glänzen, fühlte sich Schäfer Brunner da oben wie ein König. Wohl in einer solch' herrlich stillen Abendstunde in der balsamischen Bergluft verfaßte er das «Schäferliedli» über ein Erlebnis mit der schönen Schäferin, die er in nächtlicher Stunde droben im Schrattenflughgebiet «bei den drei Edlen» besucht hatte:

Dort oben auf jenem Bergli,
Wo die drei Edlen stehn,
Zu der schönen Schäferin,
Ja, da möcht' ich hingeh'n.

Und als ich auf den Berg kam,
Blieb ich eine Weile stehn,
Und ich täte gleichwohl fragen
Wo die Schäferin möchte stehn.

Und ich konnte nichts erblicken
Als ein kleines Hündelein,
Und das täte sich gleich bücken,
Ja das bellte so fein.

Und ab des Hündleins Bellen
Erwachte die Schäferin bald,
Und sie täte gleichwohl fragen,
Wer da draußen möchte stehn.

Ich bin's, ein Schäfersmann,
Erschrecke du nicht ab mir;
Denn ich will euch helfen weiden
Eueri Schäfeli und das Vieh.

Und ich brauche kein Gehülfe
Bei der schönen Sommerzeit,
Weiche, weich von mir, Geselle,
Denn du machest mir nur Pein!

O Himmel und Erde,
Was habe ich zum Lohn?
Nun ade, du stolzi Schäferin,
Jetzt reise ich wieder davon,
Auf immer davon!

Schäfer Heinz nun, der Nachfahre des Liederdichters, bezog mit seiner stillen und stets freundlichen Frau und zwei herzigen Mädchen die Wychelegg, konnte sich hier aber seines Ehe- und Berufsglückes nur verhältnismäßig kurze Zeit erfreuen.

Es folgte ein Schicksalsschlag nach dem andern:

Am 10. April 1937, als Heinz im Militärdienst war, ging frühmorgens das Wychelegghaus in Flammen auf. In wenigen Stunden war vom wärrschafften Haus und der Scheune nur noch ein rauchender Trümmer- und Schutthaufen übrig. Frau Brunner konnte nur die beiden Töchterchen und sich selber retten, alles andere wurde ein Raub der Flammen.

Und an einem schönen Maimorgen des Jahres 1951, als Heinz früh am Tage friedlich an seine Arbeit ging, fiel jener unglückliche Schuß, an dessen Folgen er im Spital Interlaken sein Leben aushauchte.

Eindringlich und mahnend ließen die Kirchenglocken ihre Stimmen aus ehernem Munde erschallen, als Heinz dem kühlen Schoß der Erde zur ewigen Ruhe übergeben wurde:

Die kleinere: Friede bedeute mein Geläute diesem Orte.

Die größere: Vereinigt eure Gebete mit meiner Stimme, ihr Sterblichen!

Die Sängerkameraden des Verblichenen nahmen Abschied mit dem Lied «Im schönsten Wiesengrunde», und Freundeshand gedenkt seiner mit unbeholfenen, aber aufrichtig gemeinten Versen:

Schlaf wohl, lieber Freund,
Im kühlen Grunde,
Bis zur Auferstehungsstunde!
Da unten ist Frieden,
Da unten ist Ruh,
Deckt alles zu.
Heute dir – morgen mir,
Das ist unser aller Ziel.
Wir gönnen dir die Ruh,
Schlaf wohl, der Ewigkeit zu!

Trefflich verstand es der Grabsteinhauer, mit dem Granitgrabmal den Lebenslauf von Heinz zu versinnbildlichen, dessen Leben schon so früh gewaltsam abgebrochen wurde.

Nachdem Frau Brunner so harte Schicksalsschläge hatte durchmachen müssen, konnte sie in ihrer zweiten Heimat nicht mehr bleiben. Sie verkaufte Hab und Gut und zog ins Unterland.

Heute steht da, wo einst das behäbige, braungebrannte Wychelegggehöft war, nur noch eine Scheune. Wer gelegentlich dort vorbeigeht, muß stillestehen. Vom Brunnen her hört man es deutlich rauschen: Alles geht vorüber – auch du!

Wahrlich ein Schicksalshof! Was können wir Menschen angesichts solcher tragischer Ereignisse anderes tun, als uns an das Wort des Psalmsängers halten: «Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen; aber meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer.»

Quellen: Chroniken und Gemeindeprotokolle von Habkern.
St. Beatenberg, Geschichte einer Berggemeinde,
von Pfarrer Gottfr. Buchmüller
Mündliche Überlieferungen.

Totentanz

Von Charles Gos

Sie hatten einen Pickel in den Schnee gerammt, das Seil in der Mitte um seinen Stiel geknüpft und sich jeder an einem Ende festgebunden. Und nun wanderten sie schon seit Stunden im Kreise.

Der Schnee fiel sehr fein und sehr dicht. Der Nebel war undurchdringlich. Und Nebel und Schnee, die von einem eisigen Wind dahergepeitscht wurden, schienen sich in den Raum hinauszustürzen. Aber ohne Unterlaß kamen aus dem Sturmherd neue Schneewirbel und neue Windstöße durch den Nebel, der kein Ende nahm. Das ungewisse Licht war zeitlos. Weiß war der Gletscher, der Schnee, der Nebel. Es konnte Morgen sein, Mittag oder schon die Abenddämmerung. Der Windsturm der vier-tausend Meter Höhe fegte tobsüchtig über den Gletscher hin.

An einem Pickel geseilt wanderten die zwei Männer im Kreise. Sie waren weiß. Der Schnee deckte sie vorn und hinten, er häufte sich auf ihren Hutkrempe an. Eiskugeln pendelten an den Wickelgamaschen. Vom Gesicht sah man nur die Nase und ein Stück Wange, die das Oval der Sturmhaube ausfüllten. An Stelle des Mundes war eine vereiste Kruste. Die schwarze, halb-verschneite Brille, die sie zum Schutze angezogen hatten, gab ihnen unwillkürlich das komische Aussehen von Tauchern. Eissplitter krachten in der Wolle der Handschuhe und in den Falten der Bindung.

Sie waren weiß und wanderten wortlos mit gesenktem Kopf im Kreise. Man hätte sie für betrunken halten können. Ihre Kräfte waren daran, sie zu verlassen. Die Müdigkeit heftete sich wie eine Krankheit in ihren Gehirnen fest. Aber sie wanderten dennoch weiter. Anhalten bedeutete sterben, und gehen bedeutete, sich einmal erschöpft niederwerfen müssen und dann sterben. Dennoch gingen sie immerfort. Am Fall des Schnees war die Zeit gemessen, die ihnen noch zum Leben blieb. Mechanisch, automatisch durchwanderten sie die Eintönigkeit des Kreises wie Tiere, die ergeben und mit verbundenen Augen um den steinernen Kranz alter Ziehbrunnen sich drehen, damit das Wasser sich aus der Tiefe hebe. Hie und da packte sie der senkrecht vom Himmel niederstürzende Wind bei den Schultern, schüttelte sie und zwang sie auf die Knie. Dann blieben sie zusammengekauert auf allen Vieren, ohne sich zu rühren und fast schon unempfindlich. Mühevoll und langsam rafften sie sich schließlich wieder auf und gingen weiter mit gebeugtem Nacken und unsicheren Schritten am Rande der ewigen Schleifenkurve, die sie während Stunden schon austraten. In der Mitte ragte der Pickel auf. Und das Seil – der Radius dieses phantastischen Kreises – war schwer wie ein Kabel durch den Schnee geworden, der an ihm haften blieb. Es zog unregelmäßige Furchen in den Boden. Auf halb der Spur, die sie eingruben, lag unberührt die verschneite Weite, die man im Orkan kaum erriet. Vor ihnen, um sie, überall war Schnee und Nebel, Nebel und Schnee. Er kam

weiß vom Himmel, weiß blieb er liegen, überall war die Weiße dieser wirbelnden Flocken. Zügellos in der Runde trieb der Nebel, verwirrend dröhnte der Wind. In breiten, beweglichen Kolonnen rasten die Schneeflocken heran. Und über allem und stärker als alles war der Wind. Er war überall, er besetzte alles, er beherrschte alles. Bald heulte er ernst und eintönig, bald toste er mächtig. Man hörte ihn anstürmen gleich wie Wogen, die dumpf und ohne Unterlaß gegen die Uferklippen schlugen an einem Tage mit stürmischer See.

Da sie nicht mehr sehen und sprechen konnten, dachten sie auch nicht mehr. Gleichgültig fast lebten sie nur noch für das traurige Restchen Wärme in ihrem Körper, das ihr Dasein verlängern konnte. Die große Windseele schien ihre kleine Menschenseele im Vorbeirasen geraubt zu haben. In diesen Urzustand heruntergedrückt, waren sie nichts anderes mehr als ein lebendiges Etwas, das sich unbewußt gegen das drohende Nichts wehrt.

Endlos folgten sich die Stunden, jede einzelne schien lang zu sein wie ein Tag. Das Halbdunkel der Dämmerung spukte durch den Nebel und vermischte den Schneefall mit dem Grau seiner Schatten. Der Tag ging zur Neige, aber die Nacht fing erst an. Eine unheilvolle Nacht voller Schrecknisse, voller Geräusche und voll Lebens, voller Entsetzen und voller Feierlichkeit. Die Nacht war blaß wie Schnee und Tod.

*

Sechs Uhr. Das Zwielflicht der Dämmerung – fahl wie ein Erwachen der Lichtschimmer – erlischt zusehends. Schwer erscheint im Schatten der Flug der Flocken. Und stets stürmt der Wind ruckweise an wie ein wütender Stier.

Unten im Tal läuten die Herdenglocken über die Felder hin. Vor den Hütten sitzen die Alten und schauen kopfschüttelnd auf die Wolken, die sich um die Gipfel gesammelt haben.

Oben aber auf dem Berg, im Schnee, im Wind und im Nebel – an einen Pickel geseilt – wandern zwei Männer schweigend im Kreise.

*

Sieben Uhr. Der Abend ist hereingebrochen. Eine kurze, erregende Stille tritt ein. Der Schneefall verlangsamt sich; es ist, wie wenn der Schnee Furcht vor der Dunkelheit hätte. Bald aber streichen schon wieder stärkere Windstöße über das Plateau und schüren hastig den Schneefall.

Unten im Tal entzündet man das Herdfeuer. Die kleinen Hüttenfenster leuchten auf. Der Rauch kriecht über die Dächer. Das Dorf hält nachdenklich in seinem geschäftigen Tageslauf inne. Der Angelus läutet.

Oben auf dem Berg, verloren im Sturm – an einen Pickel geseilt – wandern zwei Männer schweigsam im Kreise. Wie ein Totengeläute ist der Angelus heute Abend.